

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 10 (1934-1935)
Heft: 4

Artikel: Der Professor als Freund
Autor: Wiegand, Carl Friedrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066062>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DER PROFESSOR ALS FREUND

Novelle von Carl Friedrich Wiegand

Illustration von T. Richter

Am Philosophenweg, der am botanischen Garten entlang führte und das Hauptgebäude der Universität mit der psychiatrischen Klinik verband, stand inmitten eines gepflegten Gartens ein einfaches efeuüberwachsenes Häuschen mit grünen Jalousien.

Dort wohnte ein älterer pensionierter Offizier mit Namen Alfred von Schrenk.

In welchem Jahr er in das Städtchen gekommen, wo er früher gewesen war, hatte man schon längst vergessen. Wegen seiner charakteristischen Erscheinung von jedermann gekannt, bildete er einen wesentlichen Bestandteil des Lebensbildes der kleinen lebendigen Universitätsstadt. Man hätte sich eher einen Turm aus der Häusersilhouette wegdenken können, als den gravitätischen Hauptmann aus den Strassen der Stadt.

Mit seinem schönen schneeweissen Haupthaar und Schnurrbart und seinem

stark geröteten Gesicht und Nacken sah er heute freilich nicht mehr wie ein Hauptmann aus, sondern er glich einem alten Obersten. Und er betonte dies in seinem Äußern. Seine prall anliegenden Anzüge, die Beinkleider mit Stegen, die straffe Haltung, die Schultern, auf denen noch die militärischen Achselstücke zu liegen schienen, die schnellen abgehackten Bewegungen des Kopfes verrieten auch dem Uneingeweihten den ehemaligen Offizier. Und unter dem Marschschritt seines kurzen regelmässigen Schrittes schienen noch leise die silbernen Sporen zu klingen.

Hauptmann Alfred von Schrenk hatte eines Kopfleidens wegen, das von einem Sturz mit dem Pferde zurückgeblieben war, den Dienst frühzeitig quittieren müssen. Er war ein leicht erregbarer Herr, eine jener schnell auf siedenden Naturen, die den Affekt nicht hemmen können, seinem Anwachsen selbst unter-

liegen und dann jede Rücksicht fahren lassen. Sein Temperament schien eine Pulvermine zu sein, die sich zuweilen selbst entzündete. Man musste sehr vorsichtig mit ihm umgehen. Die Ängstlichen und Friedliebenden wagten nicht, nahe an ihn heranzurücken. Zuweilen legten Bösewichter wohl den unvorsichtigen Finger absichtlich auf die elektrischen Leitungsdrähte, die ihn unsichtbar umspannten. Ja, man lachte dann wohl, wenn Funke und Blitz übersprangen, aber man riskierte es doch nicht zum zweiten Male.

Selbst Menschen, die auf Umgangsformen sonst wenig Gewicht legten, wechselten den Ton, wenn sie mit Alfred von Schrenk redeten; ja, sein Barbier, der beim Rasieren jeden Bürger an der Nasenspitze fasste, wagte kaum zu atmen, wenn er den roten Kopf des Reizbaren unter den Händen hatte.

Der Hauptmann hatte die Entwicklung der kleinen Universitätsstadt mitgemacht und bei dem lauten und rasch wachsenden Verkehr und der starken Ablenkung der Menschen durch die Vielfalt neuer Interessen etwas an Ansehen und Beachtung eingebüsst.

Wie es stellenlose Philosophen gibt, die in irgendeiner Wirtshausecke, das, was sie für Philosophie halten, an den Mann zu bringen suchen, oder geborene Reporter, die jede Woche ein Eingesandt an ihr Leibblatt verfassen müssen, so war Alfred von Schrenk von ungehemmtem Tätigkeitsdrang, ein unverbrauchter Offizier, der die ganze Stadt als eine Kompagnie betrachtete, die man in guter Ordnung halten müsse. Wenn er zufällig irgendeinen Menschaufmarsch antraf, z. B. beim Radbruch eines Lastwagens, dann schaffte er Ordnung. Als bald erscholl seine Kommandostimme:

« Treten sie zurück! Die Pferde ausschirren... » und dergleichen und er blieb bei solchen Gewohnheiten, weil viele Leute in ihrer Gutmütigkeit seinen Anordnungen Folge leisteten.

Auf der Strasse sprach er Passanten

gelegentlich an, Männer und Frauen, die er gar nicht näher kannte, und halbwüchsige Buben bekamen seine Verweise und Ermahnungen mit auf den Weg.

Ein praktischer Arzt, der in einer Versammlung gegen die Impfgegner aufgetreten war, bekam eine öffentliche Belobung. Er rief ihm tags darauf von der andern Seite der Strasse zu:

« Sie haben ausgezeichnet gesprochen! Ausgezeichnet! »

Dagegen erhielt ein junger Rechtsanwalt, der in der Stadtverordnetenversammlung eine politische Meinung vertreten hatte, die der des Hauptmanns entgegengesetzt war, den drohenden Verweis:

« Hören Sie, junger Mann! Ihre Meinung teile ich durchaus nicht! Mit solchen Ansichten können Sie hier nicht reüssieren! »

Allein, er stiess auch gelegentlich die Wohlgesinnten vor den Kopf. Ein Privatdozent, der ihm nicht vorgestellt war, ihn aber, den Stadtbekanntesten, höflich grüsste, bekam von ihm zu hören: « Warum grüssen sie mich denn? Ich kenne Sie ja gar nicht! »

In frühern Zeiten hatte man sein exaltiertes Wesen ruhig hingenommen, jetzt lachte man offen über ihn. Alfred von Schrenk merkte das und wurde gereizt. Schliesslich entstand eine tote Zone um ihn, und als sich der Bannkreis um seine Person derart vergrösserte, dass dem Hitzigen die Abkühlung seiner Umgebung fühlbar wurde, begann er seinerseits die Menschen zu suchen.

Am Biertisch beehrte er Herren mit seiner Gesellschaft, die früher für ihn gar nicht existiert hatten. Anfangs gab man höflich Raum, wenn er seinen Stuhl heranrückte, nach kurzer Zeit aber geriet er mit der ganzen Tischrunde in Streit, weil er keine Meinung gelten liess und seine Ablehnung häufig in eine verletzende Form kleidete. Es gab viele Herren, die alsbald den Tisch verliessen, wenn der Hauptmann sich näherte.

Eine Zeitlang spielte er seine Rolle in den Gasthäusern allein; er wurde schweigsam, nachdenklich und sprach gelegentlich laut vor sich hin. Gegen ehemalige Bekannte gebärdete er sich abweisend, fast menschenfeindlich und zeigte eine verbissene Miene.

Der Hauptmann hatte eine Tochter, Agnes von Schrenk, ein spätes Mädchen, eine tannenschlanke verblühte unnahbare Schönheit. Sie war im Verkehr mit ihrem Vater ein herber Mensch geworden, der sich gegen jedermann abschloss. Der grosse strenge Blick ihrer grauen Augen und ihre wohlklingende, etwas feierliche Stimme hatten ihr den Beinamen « die Äbtissin » eingetragen. Obgleich niemand im Städtchen lebte, der, wie man zu sagen pflegt, mehr als hundert Worte mit ihr gesprochen hatte, galt sie für sehr klug. Sie betreute ihren alternden Vater mit einer Engelsgeduld. Sie durchkämpfte alles, war aufopferungsvoll im Ertragen, sie war ein tapferes Mädchen. Es konnte ihr nicht verborgen bleiben, dass man ihren Vater mehr und mehr mied, und als man aufgehört hatte, mit ihm zu streiten und zu lachen, ja mitleidsvoll zu lächeln begann, verliess sie nur noch abends das Haus.

Nur eine einzige Freude war ihr geblieben.

Samstag zwischen vier und fünf Uhr sprach regelmässig Professor Liecham von der Universität vor. Wie dankbar war sie, dass dieser Mann dem Vater treu war! Er war der einzige, der den Hauptmann gut zu nehmen verstand, und seine gleichmässige Güte, seine milde Freundlichkeit samt seiner Nachsicht, wenn Alfred von Schrenk aufbrauste, machten seinen Verkehr zu einer Wohltat, die niemand mehr zu schätzen wusste als Agnes von Schrenk. Wenn ihr Vater ausfällig wurde, zeigte sich Liecham niemals verletzt; wenn der Hauptmann Dinge behauptete, die er gar nicht wissen konnte, so antwortete er

nie mit Überlegenheit. Alfred von Schrenk sagte :

« Liecham ist ein vornehmer Mensch, ein Mann von Geist und Herz, kurzum: ein ganzer Kavalier, und er weiss, dass er im Haus eines Kavaliere verkehrt. »

Als Agnes von Schrenk im Herbst am Typhus starb, sah das Städtchen einen eigenartigen Leichenzug. Hinter dem Sarge schritten Alfred von Schrenk zwischen zwei Offizieren in Uniform, Neffen des Hauptmanns, die aus der nahen Garnisonstadt herüber gekommen waren, der Universitätsprofessor Liecham, der Stadtpolizist Krummel und drei Bürger, Geschäftsinhaber, bei denen die Entschlafene ihre regelmässigen Einkäufe für den Haushalt gemacht hatte.

Der Verkehr des Hauptmanns beschränkte sich von nun an auf den Professor Liecham und den Stadtpolizisten August Krummel, den er sich seit einiger Zeit zum Zechgenossen erwählt hatte.

Wie verlassen er war, merkte er jetzt deutlich, als er nach dem Leichenbegängnis sein stilles Haus betreten wollte. An der Hauptstrasse hatte der Polizist seine weiss behandschuhte Rechte schweigend an den messingenen Helmrand gelegt und hörbar seine Hacken zusammengerissen. An der Bahnhofstrasse verabschiedeten sich, dringenden Dienst vorschützend, seine beiden uniformierten Neffen, nur Professor Liecham war mit ihm in den Philosophenweg eingeschwenkt.

Beide standen noch ein Weilchen am Gartentor des Hauptmanns still. Der verlassene Alte sah an dem Professor vorbei. Sein Blick flog über die meterhohe Hecke, die den schmalen einsamen Weg säumte, über den botanischen Garten nach der stechend blinkenden Zinne des Universitätsgebäudes. Alfred von Schrenk räusperte sich, als gälte es, die aufsteigende Bitterkeit hinabzuwürgen. Es arbeitete in seinem Gesicht und zuckte verräterisch um Augen und Mund des Alten, aber eine Träne liess er nicht auf-

kommen. Endlich sagte er, indem er dem Professor fast die Hand zermalmte:

« Sie sind mein einziger Freund, Herr Professor . . . »

« Auf nächsten Samstag . . . » erwiderte dieser einfach, und beide hoben mit einer Art Feierlichkeit den Zylinder.

So war das Jahr dahingegangen, und der Lenz gekommen. Der Hauptmann, ehedem als höflich und in seiner Art jovial bekannt, hatte sich völlig verändert. Er wich nun allen Menschen aus, dankte keinem, der ihn grüsste, suchte einsame Wege auf und redete dort laut mit sich selbst: War denn in dem ganzen Nest ein einziger Mensch, der ihn verstand, der seine Gedanken fassen konnte! Rentierte es sich, mit solch armseligen Kreaturen zu verkehren! Mochte die ganze Stadt den Kopf sich blaustossen, er verkehrte nur noch mit dem Stadtpolizisten und Professor Liecham.

Es drängte ihn nach Aussprache, und wenn er tagelang geschwiegen hatte, dann stand er unter einem gewissen Druck, die aufgespeicherte Fülle seiner Gedanken loszuwerden. Häufig sass er nachmittags im Rheinischen Hof mit August Krummel zusammen. Das Zusammensein begann regelmässig damit, dass Krummel stramm aufstand, den Säbel zwischen den Ringen fasste, einen Ganzen trank und hinterher meldete:

« Ich erlaube mir, dem Herrn Hauptmann einen Ganzen vorzukommen. »

Auf diesen Augenblick warteten die « Sueven », die im Rheinischen Hof zum regelmässigen Vesperschoppen zusammenkamen. Sie legten in übermütigem Gelächter die Stirn auf die Tischkante. Sie hatten diese Redensart dem Stadtsoldaten beigebracht, wenn er um Mitternacht kam, Feierabend zu bieten.

Krummel sass mit steifem Genick am Tisch, sah respektvoll den Hauptmann an und sprach nur, wenn der Hauptmann eine Zustimmung verlangte.

« Verstehen Sie wohl, Krummel ? » tönte es kommandomässig.

« Zu Befehl, Herr Hauptmann ! » antwortete der ehemalige Sergeant.

Die Zeche zahlte natürlich stets Alfred von Schrenk. Das war auch ganz in der Ordnung, weil der Hauptmann ein vermögender Mann war und überdies eine Pension bezog. Aus solchen Erwägungen verkniff es sich Krummel, die Münzen aus seinem dünnen Ledertäschchen hervorzuklauben. Wenn es ans Bezahlen ging, machte er zwar stets Anstalten dazu, aber er durfte den Herrn Hauptmann doch nicht verletzen, und überdies war er ein tapferer und aufmerksamer Zuhörer, der zwar nicht alles verstand, was er hörte, aber wacker genug war, solche Blößen militärisch zu verbergen.

Desto besser verstanden es die Musensöhne an ihrem Stammtisch, die um keinen Preis diese Kneipe gewechselt hätten, solange der Hauptmann dort mit Krummel seinen Vesperschoppen trank.

Der einfache Stadtpolizist hatte es für wahr als Zuhörer nicht leicht.

Wenn der Hauptmann unter dem Druck der Gedanken stand, dann fiel ihm die Konzentration derart schwer, dass er vier oder fünf Sätze anfang, aber nicht fortsetzte. Dann fragte er plötzlich:

« Verstehen Sie wohl, Krummel ? »

Kaum hatte der seinen Gedanken eine bestimmte Richtung gegeben, da sprang der Hauptmann schon wieder ab, kam vom Hundertsten ins Tausendste, verhedderte sich in seiner Rede und brach dann kurz ab mit der geläufigen Frage:

« Verstehen Sie wohl, Krummel ? »

So schnell kamen dem Gesprächigen die Ideen, dass er mit seiner akzentuierten Sprechweise nicht nachkam, weshalb er von einem angefangenen Satz, wie ein flinker Treppensteiger, der mehrere Stufen zugleich nimmt, in eine andere Konstruktion hineinsprang, was um so verwirrender wirkte, als er häufig zwischen zwei Atemzügen auch noch den Gedankeninhalt wechselte . . . und am Schluss regelmässig die Frage stellte:

« Verstehen Sie wohl, Krummel ? »

Am Samstag um fünf Uhr klopfte Pro-

fessor Liecham mit der Elfenbeinkrücke seines Ebenholzstockes am Parterrefenster der Schrenkschen Villa. Seit dem Tode der Tochter ging er nicht mehr hinein. Im geschlossenen Raume fiel ihm die laute Stimme des Hauptmanns zu sehr auf die Nerven. Im Freien konnte der ehemalige Offizier mit seiner scharfen Stimme sich austoben. Deshalb wählte er für die gemeinsamen Spaziergänge gern Wiesen und Felder, da Alfred von Schrenk innerhalb der Stadt sich keinerlei Zügel anlegte.

Der Hauptmann, der seit dem Tode der Tochter sein Äusseres etwas vernachlässigt hatte, erschien zu diesen Ausgängen so adrett wie früher. Ja, er machte für den Professor sogar besonders Toilette und stand schon, die Glacés in der Hand, unter der Tür bereit, wenn Liecham erschien. Er liess es sich nicht nehmen: der erste Teil des Spaziergangs führte durch die Hauptstrassen der Stadt. Die guten Bürger sollten es sehen, dieser angesehene Gelehrte war sein Freund! August Krummel, eigentlich ein unwürdiger Umgang für ihn, genoss wohl mehr das Bier als seine Unterhaltung. Das gestand er sich lächelnd ein.

Aber der Professor! Die feinen Bemerkungen, die er zu seinen Ausführungen machte!

Wenn er zuweilen vergesslich war und den Faden verloren hatte, dann stellte er mit Leichtigkeit den Zusammenhang wieder her. Zuweilen geschah es, dass der Professor auf den Kopf das erriet, was er selbst sagen wollte. Das war dann immer sehr heiter, aber bewies es nicht treffend, dass sie kongeniale Geister waren! Wiederholt war es schon vorgekommen, dass der Gelehrte die Reihenfolge seiner Sätze, seine plötzlich auftauchenden Gedanken, ja ganze Vorträge von ihm auf offener Strasse sich aufnotiert hatte.

« Schreiben Sie das nur auf.... ich autorisiere Sie dazu! » rief dann der Hauptmann aus, erregt und bewegt, nicht ohne Stolz. Ja, unsere Gelehrten-

welt, wenn die nicht wäre! Was wäre er ohne den Professor Liecham! Unerkannt, trostlos würde er sterben und verderben! Die wackern Bürger, die schon so manches Genie verkannt hatten, würden am liebsten auch ihn wie einen Mistkäfer zertreten.... Tränen standen ihm in den Augen.

Wie ein Sieger ging er glücklich nach Hause.

An diesem Abend, als er lang einsam in seinem Herrenzimmer sass, verfiel er einer tiefen Traurigkeit, aus der er sich in Gedanken wieder zu Liecham flüchtete. Er dachte darüber nach, was er diesem Mann eigentlich bisher gewesen. Die Ueberzeugung drängte sich ihm auf, dass er die Freundschaft dieses bedeutenden Forschers wie etwas ganz Selbstverständliches hingenommen hatte. Das aber sollte jetzt anders werden. Er wollte kein Undankbarer sein! Ein schöner, ein vortrefflicher Gedanke war ihm gekommen: die Hälfte seines Vermögens wollte er für wissenschaftliche Zwecke letztwillig bestimmen, einen Teil jetzt schon für die psychiatrische Klinik und das pathologische Institut auswerfen. Das Verfügungsrecht über die Gelder sollte allein Liecham zustehen, der ja häufig schon über die unzweckmässige Sparsamkeit der Regierung geklagt hatte.

Eine grosse Aufheiterung war mit diesem Entschluss über ihn gekommen, sie durchbrach seine Schwermut, und er war glücklich wie ein Mensch, der eine gute Tat getan. Er stellte sich Liechams Antlitz vor, die lachenden Augen hinter den blitzenden Brillengläsern, wenn er diese Mitteilung hörte. Er setzte sich an seinen Schreibtisch, und nachdem er alles peinlich vorbereitet hatte, schrieb er über einen grossen Bogen mit seiner gefestigten Handschrift « Mein letzter Wille ».

Es war im Mai, an einem Mittwochnachmittag, als Alfred von Schrenk, den es nicht zu Hause litt, wie gewohnt, in den « Rheinischen Hof » eintrat. Da kein Mensch in dem grossen Lokal war, setzte



a. Frey
1934

August Frey

Federzeichnung

er sich gar nicht und schritt wieder ins Freie. Er stiess auf den Bürgermeister der Stadt, der ebenfalls ein pensionierter Offizier war. Der sah aber gar nicht auf, sondern blies über den Rockärmel hinweg und wischte mit dem Handrücken der Rechten ein Stäubchen fort. Oberlehrer Partner ging an den Treppenstufen des Gasthauses vorüber. Dem flog aber ein Sandkorn ins Auge. August Krummel kam mit der grossen Stadtschelle in der Strasse ihm entgegen. Er schellte irgendeine Belanglosigkeit aus...

Hochgemut ging der Hauptmann seines Wegs.

Zum Professor zog es ihn.

Auf der Uhr des Universitätsgebäudes schlug es fünf. Die breite Freitreppe zum Seitenflügel ging eben ein grosser Schwarm Studierender hinauf.

Die Kerls mit den bunten Mützen, die sie nicht mal richtig aufsetzen konnten, auf dem linken oder rechten Ohr trugen oder am Hinterkopf kleben liessen, waren ihm verhasst.

Er redete einen schwächtigen jungen Mann an.

« Erlauben sie mal, wer liest denn jetzt, das ist ja die reinste Völkerwanderung? »

« Professor Liecham, Pathologie », antwortete der Student.

« Professor Liecham... so so... » wiederholte er stolz und vergass auch nicht hinzuzusetzen: « Liecham, mein Freund. »

Der andere aber hatte Eile.

« Ja, ja, das darf man nicht versäumen... »

« Erlauben Sie mal, junger Herr », rief er dem Enteilenden nach, « kann man da mal mitkommen? »

« Natürlich, mein Herr, kommen Sie nur! Das Kolleg wird ja von vielen geschunden. Auditorium II, im ersten Stock links... »

Der Alte überlegte nicht lang. Er ging mit dem Schwarm. Hochatmend stieg er die Treppe hinauf, etwas unsicher zwar, denn er kam sich wie ein Eindringling vor. Allein, wohin sollte er denn sonst

gehen? Er hatte doch niemand auf der Welt als diesen Mann. Oben angekommen, zitterte er vor Aufregung in den Knien... Was war es nur? Er war doch sonst nicht ängstlich?

Vor der Tür des Auditoriums, das gedrängt voll war, zögerte er noch einen Augenblick. Dann trat er ein. In der vorletzten Reihe der amphitheatralisch angeordneten Bänke bat er um Platz. Fast versagte ihm die Stimme. Man rückte höflich zusammen. Er sass am Mittelgang des halbkreisförmigen Raumes, dem erhöhten Lesetisch des Professors genau gegenüber.

Alle Härte war aus seinem Wesen gewichen. Er war doch sonst nicht weicherzig. Wie ein kleiner Junge faltete er die Hände und murmelte: « Mein lieber Liecham... »

Keinen Menschen verehrte und liebte er wie diesen Gelehrten, der unbeirrt ihm treu blieb und zu ihm hielt.

Die Glocke schrillte durch das Haus. Das Stimmengeschwirr erstarb. Der Professor war eingetreten.

Tief neigte der Gelehrte sein Haupt über den Lesetisch und ordnete flüchtig noch einige Papiere, die er seiner Mappe entnahm. Dann hackte er umständlich seine goldene Brille von den Ohren, legte sie vor sich auf den Tisch und begann, frei zu reden.

Er wiederholte in der ersten Viertelstunde resümierend seine Ausführungen der letzten Vorlesung « Störung der Urteilsfunktion bei Wahnideen » und ging dann zu seinem neuen Thema über: « Pathologische Tatsachen und das Denken ».

An der Hand von durch Kraepelin und Wernicke mitgeteilten Beispielen schilderte er zuerst eingehend drei Krankheitsbilder, fixierte das Anormale dieser Fälle und wandte sich darauf dem normalen Denkprozess zu, indem er aus den pathologischen Tatsachen praktische Beziehungen für die Erklärung des normalen Denkprozesses herleitete.

Der Hauptmann hörte mit angestrengtester Aufmerksamkeit zu.

Er war gar nicht gewöhnt, andern längere Zeit zuzuhören. Das war aber nicht nur eine Gewohnheit, sondern eine Unfähigkeit und Schwäche, denn es machte ihm stets grosse Schwierigkeiten, eine längere Rede in sich aufzunehmen. Predigten hörte er wohl an, aber er hatte seine eigenen Gedanken dabei und ging diesen nach, so dass er von einer längern Rede nur Bruchstücke behielt. Heute gar fiel es ihm besonders schwer, sich zu sammeln. Nun sass er im Hörsaal und hatte Mühe, drei oder vier Sätze hintereinander ganz zu erfassen. Etwas wenigstens wollte er doch behalten, um mit Liecham später darüber reden zu können. Er geriet in immer grössere Aufregung und zwang sich zur angespanntesten Sammlung, vergass aber alles wieder zu schnell. Was Liecham zu Anfang gesagt hatte, war ihm jetzt schon wieder entschwunden. Ja, wenn er genau sich prüfte, so hatte er schon rein alles vergessen. Er ballte seine Fäuste. War denn sein Gedächtnis so schwach geworden? Das Blut strömte ihm zum Kopf. Fast jede Sehne seines Körpers war gestrafft. Schweiss trat in grossen Tropfen auf seine Stirn. Es begann ihn in der rechten Stirnhälfte und im Hinterhaupt mit starken Stichen zu schmerzen...

Da schlugen plötzlich folgende markante Sätze deutlich an sein Ohr :

« ... ich verweise sie auf Karl Göring. Der Laie hält partielle Begreiflichkeit für konstante Begreiflichkeit. Der Laie hält assoziativen Zwang für Denkwang. Nur der Denker steht unter Denkwang. Nur ein Denker fällt seine Urteile nach den Gesetzen der Denknotwendigkeit. Die grosse Mehrzahl der Menschen denkt in Assoziationen und Analogien. Die Unterschiede werden ihnen tagtäglich im Leben klar. Bei den Redseligen und Geschwätzigen genügt ein einziges Wort, häufig nur eine Assonanz um eine Ideenverbindung oder eine neue Wortfolge

auszulösen. Die Gedankensprünge der in Assoziationen und Analogien denkenden Menschen sind oft sehr erheiternd. Debile Personen fallen besonders durch ihre sprunghaften Gedanken und wirren Reden auf. Bei Paralytikern der zuvor charakterisierten Art finden sich diese Erscheinungen am ausgeprägtesten. Ist der Verkehr mit solchen Kranken für den Laien zumeist ärgerlich und ermüdend, so gibt es für einen Denker nach angestrengter Arbeit keine grössere Ausspannung und Erholung, als von Zeit zu Zeit mit einem Debilien sich zu unterhalten... »

Der Professor machte eine Pause, als überlege er sich, ob er seinen Vortrag durch eine Abschweifung unterbrechen solle. Schliesslich fügte er lächelnd hinzu :

« Auch ich habe mir jeden Samstag-nachmittag ein Stündchen reserviert, um mit einem ältern interessanten Paralytiker mich im Freien zu ergehen... »

Da klang aus dem hintern Raume des Hörsaals ein dumpfer Fall. Eine Gruppe der Hörer war aufgesprungen. Das Auditorium wurde unruhig und schliesslich lebendig. Man rief laut nach einem Arzt. Ein junger Mediziner sass zufällig ganz in der Nähe. Der Professor unterbrach sich, hackte seine goldene Brille über die Ohren und stieg etwas ratlos vom Katheder herab. Man rief nach Wasser und Eis.

Mit aufgerissenen Augen und offenem Munde lag ein älterer Herr am Boden. Der junge Mediziner hatte dem Patienten Kragen, Weste und Hemd aufgerissen und das Ohr an die Brust des Hilflosen gelegt. Er hob den Kopf des Unglücklichen auf und schaute in zwei gebrochene Augen, das weisshaarige Haupt fiel zurück...

« Da ist Hilfe vergebens », sagte der Arzt und erhob sich.

« Wer ist es denn? » fragte der kurz-sichtige Professor, der allmählich nähergekommen war.

« Es ist der Hauptmann Alfred von Schrenk », flüsterte eine Dame.